

Aus dem Leben einer berufstätigen Frau um 1870

Von Siegfried Greiner

Marie Hesse, die Mutter des Dichters Hermann Hesse, hat eine ungewöhnliche Lebensbahn durchschritten. Ihr Dasein war voll äußerer und innerer Not, aber auch erfüllt von Freude und irdischem Glück. Nach einer vierjährigen Ehe mit dem Missionar Charles Isenberg in Indien gab es eine fünfjährige Witwenzeit in Calw, der wiederum eine 28jährige Ehe mit dem Missions-schriftsteller und Verlagsleiter Johannes Hesse folgte. Die Witwenzeit liegt genau in der Mitte ihres Lebens, vom 28. bis zum 32. Lebensjahr (geb. am 18. Oktober 1842 in Talatscheri an der Westküste Indiens, gest. am 24. April 1902 in Calw). Nur sehr schwer konnte Frau Isenberg den Verlust ihres geliebten Charles überwinden. Mit ihm zusammen hatte sie im Indusgebiet missioniert, er in der Öffentlichkeit, sie in den Frauen-gemächern, die kein Mann betreten durfte. Auch eine Mädchenmissionsschule hatte sie eingerichtet und mit großer Freude Englisch und Handarbeit unterrichtet. Nachdem Isenberg an einer Lungenkrankheit gestorben war, erschien er der Frau wieder und wieder im Traum „als Besuch aus jener Welt“, und sie wünschte sehnlich, dem Manne nachsterben zu dürfen. Ihre beiden Kinder waren lange Zeit das einzige, was sie mit dem Leben verband.

Da erhielt die Witwe einen ganz ungewöhnlichen Auftrag: Der örtliche Schulausschuß in Calw bat sie, die englischen Unterrichtsstunden an der Oberrealklasse zu übernehmen. Sie erklärte sich nach kurzem Zögern dazu bereit, und ein neuer Lebensmut erfüllte ihr Herz. Deshalb unternahm sie, ehe der Schulunterricht beginnen sollte, eine Reise nach Tübingen, um sich dort bei Bekannten und Freunden zu erholen. Sie weilte hier vom 23. Mai bis zum 7. Juni 1871.

Isolde Kurz hat in ihrem Buch „Aus meinem Jugendland“ anschaulich geschildert, wie sie das Tübingen der 60er und 70er Jahre des 19. Jahrhunderts erlebte. Auch aus Marie Isenbergs Briefen und Tagebuch erhält man hübsche Einblicke in das gesellige Leben der Universitätskreise.

Die Witwe wohnte mit ihrem älteren, fünfjährigen Buben bei der Familie des Stiftsephorus, Professor Oehler (1812–1872). Die Calwerin war mit Luise, des Professors Tochter, eng befreundet, diese ist später als Missions-schriftstellerin hervorgetreten. Auch die Familie des Stiftsinspektors Landerer (1810–1878) versuchte durch Einladungen an Frau Isenberg den Tübinger Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Eine Schwedin, die Frau des Mathematikprofessors Hankel (1839–1873), und Emma Reyscher, die Tochter des berühmten Juristen, nahmen die Witwe sehr gerne auf. Doch die anregendsten Besuche gab es bei Ottilie Wildermuth. Jene Frau, die als Schriftstellerin von hoch und nieder sehr geschätzt

und als geistreiche Unterhalterin beliebt war, hat auch auf Frau Isenberg einen nachhaltigen Eindruck gemacht. Bei einem Spaziergang, der nach Lustnau und über den Österberg nach Tübingen zurückführte, lernte diese nicht nur die Schriftstellerin, sondern auch ihre Tochter Agnes und Adelheid kennen und schätzen.

Mit anderen fortschrittlichen Frauen zusammen badete die Witwe im Neckar. Natürlich durfte die Besichtigung des Schlosses, der neuen Aula und des Klosters Beben-hausen mit den königlichen Gemächern nicht fehlen. Doch der Höhepunkt dieser Urlaubstage war ein Konzert im „Museum“, das der Kirchenmusiker Professor Palmer (1811–1875) dirigierte: „Bloß Gesang und Kla-vier, kein Orchester ... man sang Palmers ‚Vaterunser‘, ‚Jam Mösta‘ und ‚Maria wallt zum Heiligtum‘ von Eccard und dann Mendelssohns ‚Loreley‘ (auf Geibels Worte). Die mittleren, gehaltvollen Stücke gefielen mir für meine Person am besten, es war so erhabend und befriedigend. Unbedingt am glänzendsten war aber die Loreley, nur paßt’s eben sehr für ein Theater und weckt alle Leidenschaften des Menschen auf. Es ist gräßlich schön und zerreißt einem Ohr und Herz; bei einem jähnen Singschrei der Soprano-sängerin (Frl. Frank) fuhr ich geradezu vom Stuhl auf, so daß Frau Oehler recht lachte. Ich hätte lieber das Eccardsche zum fried-vollen Schluß gehabt.“ Die Briefschreiberin war selbst musikalisch sehr begabt und sang mit ihrer schönen Sopranstimme im Calwer Kirchenchor, der in jenen Jahren Werke Bachs und Händels aufführte.

Der Mission in irgendeiner Weise zu dienen, gehörte zeit ihres Lebens zu den schönsten Aufgaben, die sich diese Frau gesetzt hatte. Von ihrem Onkel, einem Textil-fabrikanten in Barmen, besorgte sie Faden, Litzen, Taschen- und Halstücher, die sie in Calw verkaufte und hoffte, „wenn auch keine großartigen Summen, so doch ein anständiges Scherlein dabei zu gewinnen für die liebe Mission.“ Dann wieder schreibt sie: „Gestern war in meinem Missionsvereinle große Aufregung, da die Lotterie herausgespielt wurde. Die 52 Gewinnste be-standen meist in netten Arbeiten, die allerlei Leutchen beigesteuert hatten, auch eine goldene Brosche war dabei. Der Ertrag ist 27 Gulden, dazu kommt noch das Opfer, so daß ich heute 45 Gulden abliefern kann für Basel ...“ Auch „indische Missionspuppen“ ließ die ehemalige Missionarin durch die Vereinsmädchen herstellen und verkaufte diese Erzeugnisse in Tübingen, Stuttgart und Bad Boll *.

* Was „indische Missionspuppen“ waren, konnte das Sekretariat der Basler Mission, dem ich sonst für sehr genaue und ausführliche Auskünfte zu danken habe, nicht feststellen. Vermutlich waren es Puppen mit indischem Trachten.

Die Missionsinspektoren der Basler Mission stammten im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert alle aus Württemberg. Einer davon, der Lehrer Johannes Frohnmeier (1850–1921), ist durch seine mütterliche Freundin Marie Isenberg nach Basel gewiesen worden. Sie hat durch ihre Erzählungen über Indien und die Missionsarbeit in ihm den Wunsch geweckt, selber Missionar zu werden. Von 1872 bis zu seinem Tode im Jahre 1921 wirkte dieser Mann für die Mission: zuerst als Lehrer am Basler Seminar, dann drei Jahrzehnte als Missionar in Indien, schließlich noch 15 Jahre als Missionsinspektor.

Als Übersetzerin englischer Aufsätze für deutsche Missionszeitschriften und auch als Schriftstellerin arbeitete Marie Isenberg unermüdlich für den Missionsgedanken. Der Calwer Verlagsverein, dessen Vorstand ihr Vater, Dr. Hermann Gundert, war und der J. F. Steinkopf Verlag in Stuttgart erhielten ihre Manuskripte, die meist ohne Namensnennung veröffentlicht wurden.

Die Herbstferien der Realschule Calw benützte die Lehrerin, um in Bad Boll Erholung zu suchen. Sie fühlte sich dort sehr wohl und war von den beiden Blumhardt zutiefst beeindruckt; sie schreibt: „Blumhardt ist ein Apostel der Liebe. Er ladet alles ein, ist gegen alle freundlich und geduldig, nur Pharisäer sind ihm unausstehlich. Er kann sagen: „Hja, es muß was Guts en dem Menschen sein, hat doch noch Erbarmen im Leib!“ ... Am Dienstag will Pfarrer Blumhardt nach Berlin, sein Sohn versieht dann seine Stelle. Er hat viel von des Vaters mildem, leutseligem Wesen.“ Ein Eintrag im Tagebuch lautet: „In der Kirche tief beschämtd und sehr erquidkt durch Blumhardts Predigt über den Jüngling zu Nain und das ‚Weine nicht‘ Jesu an die Witwe – ganz für mich.“

Anregend sind die neuen Bekanntschaften, die Marie Isenberg dort machte: Witwe und Sohn des „Weltgeschichts“-Dittmar, „Frau Professor Stockmayer aus Heilbronn, Tochter des Rektor Schmid aus Stuttgart, eine gescheite, liebenswürdige Frau“, und Ludwig Schneller aus Jerusalem, der Begründer des „Syrischen Waisenhauses“. Aber daneben gab es eine ganz andersgeartete Gruppe: „Es sind allerlei komische Leute da: Adelige vornehme Damen, die fragen, wo die Heiden sind? Ob in Basel halbverrückte oder schwermütige Herren, die einen Tag Predigten vorlesen wollen und am nächsten irgendwelche Lustpartien veranstalten und die Leute von Pfarrers Predigten abhalten?“

Als eine der ersten Frauen in Württemberg übte die Witwe Isenberg den Beruf der Sekretärin aus. Für ihren Vater, den Verlagsleiter des Calwer Verlagsvereins, erledigte sie schriftliche Arbeiten, fertigte Übersetzungen an, ordnete die Bibliothek und begleitete ihn auf seinen Reisen zu den Missionsfesten, wo er als Organisator und Redner auftrat. Nur um ihrer Kinder willen hat sie den Ruf nicht angenommen, der 1873 aus Hyderabad kam, sie möchte doch Medizin studieren, um als Ärztin und

Missionarin in indischen Frauengemächern tätig zu werden. Hätte sie dieser Bitte entsprochen, so wäre sie eine der ersten deutschen Studentinnen gewesen, die in Zürich studierten. Dort bezogen 1871 die ersten Frauen die Hochschule.

Heftige Proteste wurden laut, als in Calw bekannt wurde, der Schulausschuß beabsichtige, Frau Isenberg als Englischlehrerin an die Oberrealklasse zu berufen. Noch nie zuvor hatte in Württemberg eine Frau an einer öffentlichen höheren Schule unterrichtet. Die Witwe aber schrieb, halb belustigt, an ihren Bruder: „Weißt auch, daß ich jetzt vor dem Kultministerium herumgezogen werde? Hier kam's zuerst aufs Oberamt (d. h. die Beschwerden wegen der Berufung als Lehrerin), dann aufs Stadtschultheißenamt, und nun ist's höheren Orts vorgelegt. Die Herren wollten eine Garantie, daß die Disziplin nicht not leide unter weiblicher Instruktion. Helfer Grill (2. Pfarrer in Calw) beruhigte sie mit meiner ganzen energischen Persönlichkeit.“ Unter diesen Umständen hätten die meisten Frauen auf ein solches Amt verzichtet, nicht aber Marie Isenberg. Ein ganzes Jahr, vom Juni 1871 bis zum Juli 1872, brachte sie elf Buben die Anfangsgründe des Englischen bei.

Die Vorstellung: „Was tätet auch die Leut' dazu sage!“ schreckte Marie Isenberg niemals. Sie gestaltete ihr Leben in einer schönen Sichselbstgewißheit. Am 12. Juli 1872, es war ein Buß- und Betfeiertag, ging sie morgens zur Beichte und badete „nachmittags zum ersten Mal dies Jahr in der Nagold“. Die Witwe fragte nicht danach, was wohl manche Calwer Lästermäuler zu der Duzfreundschaft mit dem acht Jahre jüngeren Johannes Frohnmeier sagen würden, der fast täglich bei ihr einkehrte. In Englisch, Französisch und in Malajalam, einer Indersprache, unterrichtete die Freundin den zukünftigen Missionar. Bei Gesang, Instrumentalmusik und im Griechischen förderten sich die beiden gegenseitig.

Die Frauenrechtlerinnen des 19. Jahrhunderts müßten eine große Freude an dieser Witwe gehabt haben, denn was jene erstrebten, hat diese erreicht. Doch gehörte sie freilich niemals irgend einem Verein der Frauenrechtlerinnen an. Sie war stark genug, auf sich selbst gestellt, beides miteinander zu verbinden: Mutter zu sein und einen Beruf auszuüben.

Herrn Professor Dr. Wilhelm Gundert, Neu-Ulm, bin ich zu größtem Dank verpflichtet. Marie Hesse war seine Tante und Patin; sie hat ihm in vielem die frühverstorbene Mutter ersetzt. Er erlaubte mir, aus der umfangreichen Briefsammlung seines Großvaters, Dr. H. Gundert, Auszüge zum Lebenslauf Marie Hesses zu machen und unterstützte mich mit Rat und Tat. Ebenso danke ich dem Schiller-Nationalmuseum, Marbach, für die Bereitwilligkeit, die Handschriften M. H.s benutzen und auswerten zu dürfen. In Adele Gunderts schönem Buch, „Marie Hesse, ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern“, ist die Witwenzeit dieser Frau wegen der Fülle des übrigen dort verwerteten Materials ein wenig kurz ausgefallen.